

Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur
Leipziger **Chorner** **Ostdeutschen** **Zeitung.**

Nr. 18. 1887.

Schein und Sein.

Roman
 von
 Friedrich Zimmermann.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Fritz betrachtete die Sängerin mit steigender Besorgniß, auf eine solche Scene war er nicht gefaßt gewesen.

„Wie sagten Sie vorhin,“ begann Irma jetzt wieder, „ich brauchte Ruhe? Besser wär's, ich könnte das Theaterleben ganz aufgeben, aber das kann ich nicht, denn ich besitze nichts, was mich für die verlorenen Triumphe entschädigt. Ein Herz brauche ich, ein treues Herz, das mich von ganzer Seele liebt.“

„Was Sie suchen, werden Sie nie finden,“ entgegnete Fritz ernst. „Dieses Stürmen aus einem Extrem in's andere gewinnt Verehrer, Bewunderer, aber niemals eine dauernde Neigung, denn sie hat nichts Festes, Sichereres, worauf sie sich gründen könnte.“

Irma lachte höhnisch auf.

„Gehen Sie mir doch mit Ihren mattherzigen Sentenzen. Eine dauernde Neigung — wie kalt, wie spießbürgerlich! Das ist es nicht, wonach mich verlangt. Aufgehen muß ich in einem anderen, einem höheren Willen, der mich ganz und gar gefangen nimmt, nach einer Liebe verlange ich, die mich durch die Gewalt ihrer Leidenschaft zur willenlosen Sklavin macht, die mich durch ihr reinigendes Feuer von allen Schlacken meines Charakters und Wesens läutert, und der ich Alles freudig zum Opfer bringen will, was ich bin und habe.“

Ihre Augen funkelten in eigenthümlichem Glanze,

als sie heftig fortfuhr: „Aber wissen Sie, Fritz, meine Liebe zu ertragen erfordert einen ganzen Mann und die sind selten. Alle die armen Schwächer, die mir bisher begegnet, haben die Probe nicht bestanden. Darum habe ich gelernt, sie zu verachten, Demjenigen aber, der mich meistert, will ich dienen wie eine Magd und will mit ihm durch die ganze Welt wandern, für ihn betteln und stehlen, wenn es sein muß. Nicht wahr, solche große Leidenschaft paßt nicht mehr für unsere kleine, er-

bärmliche Zeit, und es ist Wahnsinn, sich von ihr fortreißen zu lassen. Bin ich wahnsinnig, Fritz, zitterst auch Du vor der wilden Elementar-gewalt, die Dir in mir entgegentritt?“

Bei den letzten Worten hatte sie seine Hand ergriffen und starrte ihm in's Gesicht. Er heftete seine Augen fest auf die ihrigen, aus deren Tiefe eine Bewegung herausschimmerte, die ihn wider Willen ergriff und in den Bann zu schlagen drohte. Er hatte alle Kraft seiner Selbstbeherrschung nöthig, um seine Besonnenheit zu bewahren.

„Diese Hand ist fest und ruhig,“ murmelte Irma, „es ist die Hand eines Mannes, man kann sich ihr anvertrauen. Ich möchte sie küssen, diese Hand!“ und ehe der Doktor es hindern konnte, hatte sie einen Kuß darauf gedrückt.

Fritz zuckte zusammen, wie unter dem Biß einer Schlange.

„Was thun Sie — Sie vergessen sich,“ rief er, indem er vergebens seine Hand zu befreien suchte.

„Daß mir die Hand,“ flehte sie. „Sie ist gut und stark und Dein Auge blickt klar und fest, obgleich es zittert, es ist nicht feig, es weicht dem meinigen nicht aus. Verschmettere die Bewegene, die sich zu Dir zu erheben wagt — aber weise mich nicht mit faltlächelnder Verachtung ab, das könnte ich von Dir nicht ertragen, ich müßte mich tödten oder Dich!“

„Sie sind außer sich, besinnen Sie sich,“ begann er noch einmal.

„Ja, ich bin außer mir, ich darf es sein,“ jauchzte sie, „denn ich habe ja gefunden, was ich so lange vergebens gesucht — Dich, einziger Mann! Willst Du mich — willst Du mein Herr sein, der die wirren Gegensätze meines Wesens in seiner Liebe vereint?“



Balduin Möllhausen. (S. 139)

Ihre Augen waren mit seltsam ergreifendem, stehendem Ausdruck auf ihn gerichtet, Fritz fühlte, wie sein Herz schneller zu schlagen begann, und er empfand etwas von der dämonischen, hinreißenden Gewalt der Leidenschaft, von der Irma gesprochen. Wie ein Taumel ergriff es ihn.

Da erschien plötzlich wie eine Vision das unschuldig süße Gesicht seiner kleinen Brockenheze vor seinen Augen, und mit einem Schlage war seine Besonnenheit zurückgekehrt.

Er erhob sich, seine Stimme klang etwas unsicher, noch zitterten die letzten Schwingungen der eben gefühlten Bewegung in seinem Herzen.

„Sie täuschen sich, mein Fräulein,“ sagte er abwehrend. „Ich bin nicht der Mann, der Ihnen das ersehnte Glück bringen kann. Kein Mann vermag das — nur Sie allein, Sie selbst.“

Wie geistesabwesend starrte sie ihn an.

„Sie verachten mich!“ stieß sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Ich beklage Sie. Sie besitzen alle äußeren Gaben, die einen Mann beglücken könnten, aber Ihr Herz ist der Tummelplatz wilder Leidenschaften, und Ihre Phantasie reißt Sie willenlos fort, weil Sie nie versucht haben, Ihren Wünschen Einhalt zu gebieten. Geben Sie den Theaterberuf, in dem Sie physisch und moralisch untergehen müssen, auf, suchen Sie aus eigener Kraft den Halt zu gewinnen, der Ihnen fehlt.“

„Ihre Worte können mir nichts helfen,“ sagte sie matt und tonlos. „Ich bin eben ganz steuerlos — und brauche fremde Hilfe. Sie weisen mich zurück — aber ich liebe Sie jetzt noch mehr als vorher, und Sie irren sich, wenn Sie glauben, mich so leicht von sich abschütteln zu können. Kein Mann hat mir noch so Schweres angethan, wie Sie; daß ich dennoch nicht einmal die Kraft finde, Sie zu hassen, zeigt mir, wie wahr mein Herz gesprochen, indem es mich an Sie verwies als den Einzigen, Rechten, der mein Retter aus der Nacht der Verzweiflung sein könnte. Thun Sie, was Sie wollen, um die Ueberlästigte aus Ihrem Lebenswege zu entfernen, ich werde nicht von Ihnen lassen, bis Sie erkennen, daß Sie mir Unrecht gethan, und daß meine Liebe mehr werth als Alles, was Ihnen eine Andere zu bieten hat.“

Einige Augenblicke war es still im Zimmer. Irma saß noch immer regungslos da. Ueber des Doktors Gesicht glitt ein Zug peinlichen Unmuths. Was konnte er ihr noch sagen, das Eindruck zu machen versprach?

„Sie werden sich besinnen,“ sagte er nach einer Pause. „Gegenwärtig befinden Sie sich in einem Zustand nervöser Ueberreizung, der Ihnen eine vernünftige Beurtheilung Ihrer Handlungsweise unmöglich macht. Ich hoffe, schon der nächste Tag wird Ihnen die nöthige Ruhe und damit das Bewußtsein Ihres thörichten Beginns bringen. Leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen — in Berlin!“ entgegnete sie, mit einem Blick zu ihm aufschauend, in dem ein Ausdruck unerschütterlicher Entschlossenheit lag. Er wandte sich hastig ab und verließ, ohne ein Wort zu erwidern, das Zimmer der Sängerin.

6.

Nachdem der Agent Böhm von seiner Geschäftsreise zu dem Grafen v. Reinstein nach der Hauptstadt zurückgekehrt war, und den Rest der Nacht und einen Theil des Morgens von seinen Keisesträpazzen ausgeruht hatte, begab er sich gegen elf Uhr Vormittags nach dem Geschäftslokal von Julius Bach & Sohn, das in der lebhaftesten Geschäftsstraße, im Centrum Berlins gelegen war. Böhm wußte, daß der junge Chef des Bankhauses, Robert Bach, um diese Stunde stets in seinem Privatbureau zu sprechen war.

„Sie sind schnell zurück, Böhm,“ sagte Robert, als der Agent eintrat. „Was bringen Sie?“

„Gute Nachricht, Herr Bach. Das Geschäftliche ist nach Ihrem Wunsche erledigt, und was den Privatauftrag betrifft —“

„Der ist mir am wichtigsten.“

„Sie können zufrieden sein, Herr Bach,“ und dann berichtete Böhm auf's Ausführlichste über die stattgefundenen Unterredung und den Erfolg, den seine Beredsamkeit in Bezug auf das Heirathsprojekt davongetragen hatte.

Des jungen Chefs intelligentes Gesicht zeigte den Ausdruck sichtlichster Befriedigung.

„Wenn meine Wünsche sich erfüllen, so mögen Sie auf meine Erkenntlichkeit rechnen,“ sagte er, als der Agent geendet. „Vorläufig meinen Dank, lieber Böhm. Und — hören Sie — reinen Mund halten! Ein Wort, das unter die Leute kommt, kann Alles verderben.“

„Zählen Sie auf meine Verschwiegenheit, Herr Bach. Ich betrachte die Sache als ein Geschäft, und meine Geschäftsprinzipien kennen Sie. Doch jetzt muß ich nach der Börse, es ist gegen Zwölf. Wenn Sie mich brauchen, wissen Sie, wo ich wohne.“

Robert kannte allerdings die Geschäftsprinzipien des Agenten gut genug, um dieselben verachten zu müssen, das hielt ihn jedoch nicht ab, sich des gewandten und erfahrenen Mannes zu bedienen, soweit er ihn brauchen konnte. Er war der Meinung, daß in geschäftlicher Hinsicht nicht die moralischen Qualitäten, sondern einzig und allein die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit in Betracht komme, denn mit wem sollte man sonst heutzutage noch Geschäftsverbindungen unterhalten?

Diese Ansicht, über welche er jedesmal mit seinem Vater in Streit gerieth, sobald er sie diesem gegenüber äußerte, hatte sich bei ihm so festgesetzt, daß er es geradezu für eine Thorheit hielt, nach anderen Grundsätzen zu verfahren.

Mit den Jahren hatte er sich für seine Person ein förmliches System gebildet, das darauf abzielte, den Geschäftsmann vom Privatmann völlig zu trennen, und das er um so schärfer aufrecht erhielt, als ihm im Grund sein Stand zuwider war. Derselbe erschien ihm nur erträglich als Mittel zum Zweck. Sein Lebensziel war, sich der bürgerlichen Sphäre, in der er geboren und erzogen, zu entwinden. Da er jedoch einsah, daß es ihm nur mit Hilfe eines sehr großen Vermögens möglich sein würde, zu einer höheren gesellschaftlichen Stellung zu gelangen, so stand er trotz seiner Abneigung gegen den Kaufmannsstand dem Geschäfte mit dem größten Eifer vor. Seine Börsenspekulationen, die täglich kühner wurden, fanden allerdings die Billigung des Vaters nicht, aber der Kommerzienrath war zu schwach, um den Sohn von einer Bahn zurückzuhalten, auf welcher derselbe Aussicht hatte, in kurzer Zeit große Summen zu gewinnen, aber auch Gefahr lief, Alles zu verlieren.

Das Letztere fürchtete Robert nicht, da er seinem Scharfsinn und seinen Berechnungen unbedingt vertrauen zu dürfen glaubte, vielmehr steuerte er, unbeirrt durch des Vaters Mahnungen, auf sein Ziel los. Um in den aristokratischen Gesellschaftskreisen festen Fuß zu fassen, war es nöthig, solidere Verbindungen mit dem alten Adel anzuknüpfen, als die oberflächlichen Freundschaften waren, die er mit einigen jungen Edelleuten unterhielt. So war der Gedanke in ihm entstanden, sich die trostlose Lage des Grafen v. Reinstein zunutze zu machen, dem es jedenfalls hoch willkommen sein mußte, wenn ihm gerade von der Seite, von der ihm die meiste Gefahr drohte, die Hand zur Rettung gereicht wurde. Was Robert über Bodo's Charakter gehört, war in jeder Hinsicht günstig, er zweifelte nicht, daß die Persönlichkeit des jungen Offiziers

den gewünschten Eindruck auf Ida machen würde, und zwar um so sicherer, als sie, direkt aus der Pension kommend, für die Huldigungen eines Mannes von dem Range Bodo's doppelt empfänglich sein mußte.

Es handelte sich also hauptsächlich darum, die kleine Intrigue in möglichst zarter und unverfänglicher Weise einzuleiten. Wenn es ihm nur erst gelang, Bodo unter einem passenden Vorwande in des Vaters Haus einzuführen, so hoffte er, das Uebrige würde sich dann schon von selbst ergeben. Vorläufig erwartete er gespannt, ob Bodo die nöthigen Schritte zur Einleitung eines befreundeten Verhältnisses thun würde.

Seine Ueberraschung war daher nicht gering, als Bodo noch an demselben Nachmittage plötzlich in sein Privatcomptoir eintrat.

„Was verschafft mir die unverhoffte Ehre, Herr Graf, Sie bei mir zu sehen?“ fragte er, nachdem er Bodo mit zuvorkommendster Höflichkeit begrüßt.

„Eine Geschäftsangelegenheit,“ entgegnete Bodo. „Ich war gestern auf Schloß Reinstein, um mit meinem Vater über eine durchgreifende Veränderung, die ich in meinen Lebensverhältnissen beabsichtige, Rücksprache zu nehmen. Diese Veränderung macht es mir zur Pflicht, mich vorher über die Schuldenlast, die auf meinen väterlichen Besitzungen hastet, genau zu unterrichten. Bisher hatte ich keine bringende Veranlassung dazu, da ja meine Abwesenheit von Reinstein doch ein thätiges Eingreifen zur Ordnung dieser Angelegenheiten unmöglich machte. Dies wird sich jetzt in gewisser Hinsicht ändern, da ich meinen Abschied zu nehmen beabsichtige.“

„Sie wollen sich ohne Zweifel fortan der Bewirthschaftung Ihrer Güter widmen, Herr Graf, wenn die Frage erlaubt ist.“

„Vielleicht, ich habe mich darüber noch nicht entschieden,“ entgegnete Bodo ausweichend.

„Ich könnte Ihnen zu einem solchen Entschlusse nur Glück wünschen, Herr Graf.“

„Lassen Sie mich ohne Weiteres zur Hauptsache kommen,“ fuhr Bodo fort. „Ich weiß genau, wie es um unsere Güter steht, und daß die Hypothekenlast durch Nichtzahlung der Zinsen stetig wächst. Besonders aber beunruhigt es mich, daß sich sämtliche Hypotheken in Ihrer Hand befinden und daher auch gleichzeitig zur Kündigung kommen könnten, falls Sie einmal der doch immerhin beträchtlichen Summe zu anderweitigen Engagements bedürftigen. Jede Garantie, die meine Person bietet, bin ich bereit zu stellen, daß dereinst die schuldige Summe bei Heller und Pfennig zurückgezahlt werden soll. Allein bis dahin möchte ich der stetigen Beunruhigung entgehen sein, die es mir verursacht, auf Gnade und Ungnade in die Hand meines Gläubigers gegeben zu sein.“

„Sie setzen mich in Verlegenheit, Herr Graf,“ erwiderte Robert. „Denn leider steht es nicht in meiner Macht, Sie zu beruhigen, wie ich gern möchte. Die Hypotheken gehören nämlich nicht mir, sondern sind nur Deposita des Geschäfts.“

„Was sagen Sie?“ rief Bodo.

„Nur Deposita einer australischen Firma ‚Bartlett & Compagnie in Melbourne‘, von der wir beauftragt sind, bis zur Höhe des tatsächlichen Werthes der Güter Hypotheken auf Reinstein anzunehmen.“

„Das ist sonderbar, äußerst sonderbar. Würden Sie so freundlich sein, mir darüber nähere Aufklärung zu geben?“

„Mit Vergnügen würde ich das, doch muß ich gestehen, daß ich über die Details dieser Angelegenheit nur unvollkommen unterrichtet bin. Wenn Sie dagegen meinem Vater die Ehre Ihres Besuches schenken wollen, so wird Ihnen dieser mit der größten Bereitwilligkeit über Alles Auskunft geben, was Sie irgend

zu wissen wünschen. Unglücklicher Weise trifft es sich augenblicklich schlecht, da meine Eltern noch auf einer Schweizerreise begriffen sind."

"Das ist mir sehr unangenehm," sagte Bodo sichtlich verstimmt. "Wann kann Ihr Herr Vater ungefähr zurück sein?"

"Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen. Wenn Sie so freundlich sein wollen, mir Ihre Adresse hier zu lassen, so werde ich Ihnen sofort Nachricht von seiner Ankunft geben."

"Sie würden mich dadurch sehr verbinden. Sie können sich denken, wie sehr meine Besorgnisse durch Ihre Eröffnungen gesteigert worden sind. Da die Hypotheken nicht Ihnen gehören, so liegt es allerdings nicht in Ihrer Hand, eine plötzliche Kündigung derselben zu verhindern."

Robert war mit sich uneinig, wie er seine Antwort einrichten sollte, um nicht zu viel zu versprechen, aber auch nicht zu wenig in Aussicht zu stellen. Bodo's Zurückhaltung machte ihn unsicher. Doch vielleicht war dessen Anfrage nichts als ein geschickter Versuch, zu erfahren, inwieweit der Kommerzienrath zu pekuniären Opfern entschlossen sei.

"Eine Kündigung zu verhindern sind wir allerdings nicht im Stande," sagte Robert daher nach kurzer Ueberlegung. "Indessen gehören ja in diesem äußersten Falle nur achthunderttausend Mark dazu, um den Gläubiger zu befriedigen, und ich bin überzeugt, Herr Graf, es wird sich dann auch zwischen uns eine Einigung erzielen lassen."

"Diese Zusicherung gewährt mir eine große Beruhigung," entgegnete Bodo erfreut, während er dem jungen Bankchef die Hand hinstreckte. "Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank dafür. Es thut mir leid, daß ich nicht eher die Bekanntschaft eines Mannes von Ihrer Gesinnungsart gemacht habe."

"Sie würden mir eine hohe Ehre erweisen, Herr Graf," sagte Robert mit seinem Lächeln, "wenn Sie mich einmal in meiner Privatwohnung, und nicht nur aus geschäftlichen — er betonte das Wort leicht — „aus geschäftlichen Rücksichten besuchen wollten."

"Wenn Sie erlauben, recht gern. Doch für heute will ich Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Also ich bitte nochmals, mir die Ankunft Ihres Herrn Vaters mittheilen zu wollen."

Das Resultat dieser ersten Zusammenkunft war dem Anscheine nach ein für Robert's Pläne so günstiges, wie er kaum zu hoffen gewagt hatte. Sobald sich die Thüre hinter Bodo geschlossen, begab sich der junge Bankchef in das große Geschäftslokal und trat an das Pult eines der Korrespondenten.

"Schreiben Sie an Bartlett & Compagnie in Melbourne," sagte er, "und theilen Sie denselben mit, die bei uns deponirten Hypotheken hätten jetzt den Kaufwerth von Schloß Keinstein und den dazu gehörigen Ländereien erreicht. Wir hätten daher um weitere Instruktionen; fügen Sie hinzu, daß wir bereit wären, eventuell die ganze Summe zu übernehmen, falls Bartlett & Compagnie nicht anderweitig darüber zu verfügen beabsichtigten. Wir hätten um möglichst umgehende Antwort." —

Bodo, der keine Ahnung hatte, welch' mißverständliche Auffassung sein Besuch bei Robert Bach gefunden, schlug, nachdem er das Comptoir verlassen, den Weg nach der Paulinenstraße ein.

Abenddämmerung herrschte bereits in den Straßen, als Bodo das wohlbekannte Haus, dessen Parterregehoß der Doktor Weller bewohnte, erreichte. Als er in das Zimmer trat, erhob sich von dem Stuhl in der Fensterede eine weibliche Gestalt, legte die Handarbeit, mit der sie beschäftigt gewesen, auf das vor ihr stehende Nähtischchen und kam Bodo

einige Schritte entgegen. Eine unverkennbare Familienähnlichkeit mit dem Doktor verrieth, daß sie dessen Schwester war. Sie mochte etwa dreißig Jahre zählen, die regelmäßigen, sanften Züge des Gesichts hätten sie jünger erscheinen lassen, wenn nicht eine ungemein ruhige Art zu sprechen, der Schnitt ihrer Kleidung, ihr freundliches und dabei gemessenes Wesen angezeigt hätten, daß sie über die Zeit der ersten Jugend hinaus und auch durch ihr Neuferes kundgeben wolle, wie wohl sie sich dessen bewußt sei.

"Sie haben sich lange nicht bei uns sehen lassen, Bodo," sagte sie, ihm die Hand entgegenstreckend.

"Seien Sie mir nicht böse, Klärchen. Die Ereignisse der letzten Tage haben mir den Kopf so heiß und wüß gemacht, ich hätte schwerlich einen guten Gesellschafter abgegeben, und es wäre Unrecht von mir gewesen, durch meine Sorgen Ihnen auch die gute Laune zu verderben. Ist Fritz noch nicht zurück?"

"Ich hoffe, er wird dieser Tage kommen. Aber ist etwas Besonderes vorgefallen, Bodo? Sie sehen bleich und angegriffen aus."

"Ich bin es auch, Klärchen, ich habe in den letzten Tagen furchtbare Aufregungen durchgemacht."

Er warf sich in einen Sessel und stützte den Kopf in die Hand.

"Es thut mir weh, Bodo, Sie in so trüber Stimmung zu sehen," sagte Klara theilnahmsvoll. "Wenn ich nur wüßte, was Ihnen begegnet ist. Wir Frauen verstehen es oft besser, die Sorgen, die Euch Männern Kopf und Herz schwer machen, zu verschweigen, als der beste Freund. Das ist ja unser Beruf."

"Sie haben Recht, Klärchen," entgegnete Bodo, ihre Hand ergreifend. "Es thut mir schon wohl, Ihre sanfte Stimme zu hören, es wird mir leichter werden, wenn ich mir die Last vom Herzen gesprochen habe. Wollen Sie mir ein halbes Stündchen zuhören?"

"Gern, Bodo." "Sie kennen mich von Jugend auf und wir haben, seitdem wir uns in Berlin wiederfanden, so oft vertraulich über meine Pläne und Aussichten gesprochen, daß mir darüber nichts mehr zu sagen übrig bleibt. Nur ein Geheimniß habe ich für mich behalten, ich konnte mich nicht entschließen, es selbst den liebsten Freunden anzuvertrauen, und dieses Geheimniß ist seit einem Jahre die treibende Kraft in meinem Leben gewesen, es hat auch die jegige Katastrophe herbeigeführt. Sie werden mit dem Ahnungsvermögen des Weibes schon herausgeföhlt haben, daß hier nur von einem Herzensgeheimniß die Rede sein kann. Mein Zerwürfniß mit dem Vater ist dadurch unheilbar geworden und mein Abschiedsgesuch habe ich bereits eingereicht. Eine Rückkehr gibt es nicht mehr."

"Und wie war das so plöblich, so überraschend möglich?" sagte Klara erschreckt.

"Das eben wollte ich erzählen. Als ich im vorigen Herbst auf Helgoland war, um meine noch von den Feldzugsstrapazen angegriffene Gesundheit zu kräftigen, lernte ich bei dem ungenirten Verleher, der in solchen Badeorten herrscht, eine junge Dame kennen, deren Erscheinung und ganzes Wesen mich mächtig fesselte. Sie ist in Australien geboren, der Vater ein Deutscher, die Mutter eine Engländerin. Ihr Vater hat sie vor acht Jahren in Hamburg einem der ersten Institute zur Erziehung übergeben. Zu jener Zeit, als ich sie kennen lernte, war sie bereits Jahr und Tag der Aufsicht der Penitenzsoorsteherin ent wachsen und lebte als Gast in der Familie derselben, bis der Vater sie zurückrufen würde."

"Und wie heißt sie?" fragte Klara leise. "Jane Norton. Was soll ich Ihnen weiter

sagen, liebe Freundin? Während der drei Wochen, die ich auf Helgoland zubrachte, sahen wir uns täglich, und als wir uns trennten, da wußten wir, daß unsere Herzen einander angehörien bis zum Tode."

Unsere Liebe war freilich anscheinend ziemlich aussichtslos: Jane die Tochter eines australischen Schafzüchters, ich ein ruinirter Abelliger, der außer seinem Portepöe und seiner Lieutenantsgage nur ein Schloß sein eigen nennt, so lange es ihm die Gläubiger zu bewohnen gönnen. Ein Mann in meiner Stellung kann nur eine reiche Erbin heirathen oder gar nicht, das sah ich ein. Jane's Vater ist, so viel ich gehört habe, nach den australischen Begriffen ein wohlhabender Mann, aber was das für unsere europäischen Verhältnisse sagen will, das weiß ich nicht. Genug, ich sah keinen einzigen Weg, die Geliebte je die Meine nennen zu können, außer dem, den Dienst zu quittiren. Ich war auch dazu entschlossen, zögerte aber, da ich wußte, welch' entschiedenem Widerstand mein Plan bei meinem Vater begegnen würde. Da kam mir ein äußeres Ereigniß zu Hilfe. Einer meiner Kameraden, ein platter Gesell, wagte es, über die Geliebte, die er in Helgoland gesehen, seine unzarten Scherze zu machen, und da die Kameraden Miene machten, in seinen Ton mit einzustimmen, so mußte ich ein Exempel statuiren, um der Wiederholung solcher Ungezogenheiten vorzubeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Baldwin Mollhausen.

(Mit Porträt auf Seite 137.)

Schon seit Jahren zählt Baldwin Mollhausen, dessen Porträt wir auf Seite 137 bringen, zu jenen Bevorzugten unter den deutschen Schriftstellern, deren Romane und Novellen von einem ausgedehnten Leserkreise mit stets gleicher Spannung erwartet und mit regster Theilnahme aufgenommen werden. Er ist am 27. Januar 1825 zu Bonn geboren, wurde nach Absolvirung des Gymnasiums zuerst nach Pommern geschickt, um die Landwirtschaft zu erlernen, diente in Stralsund ein Jahr beim Militär und schiffte sich dann im Herbst 1849 nach Nordamerika ein. Dort machte er zuerst die Expedition des Herzogs Paul Wilhelm von Württemberg nach den Felsengebirgen mit und schloß sich im Februar 1853 abermals der Expedition des Lieutenants Whipple, welche quer über den nordamerikanischen Kontinent nach dem stillen Ocean ging, an. Nach seiner Heimkehr wurde Mollhausen vom König Friedrich Wilhelm IV. zum Rufos der königlichen Bibliotheken in und bei Potsdam ernannt und nahm nun seinen Wohnsitz in dieser Stadt, in welcher er lange Jahre lebte. Neuerdings ist er nach der deutschen Reichshauptstadt 1871 übersiedelt. Auch sein Potsdamer Aufenthalt war nicht ganz ohne Unterbrechung, denn 1857 zog er zum dritten Male über den Ocean, um an der Expedition des Lieutenants Joes nach dem mittleren Colorado theilzunehmen. Diesen Reisen verdankten zunächst zwei wissenschaftliche Reiseerlebnisse ihre Entstehung; in der Seele unseres Autors waren aber auch noch zahlreiche Eindrücke und Erinnerungen zurückgeblieben, die ihn zur poetischen Gestaltung drängten. So entstanden denn allmählig zahlreiche größere Romane: „Der Halbindianer“, „Das Morimonenmädchen“, „Der Piratenlieutenant“, „Der Schatz von Quivira“ und viele andere, die Baldwin Mollhausen zu einem Lieblinge der deutschen Lesewelt gemacht haben. Alle Vorzüge seiner reifsten Werke bietet auch sein soeben erschienener Seeroman „Das Logbuch des Kapitäns Eisenfinger“. Der berühmte Erzähler schildert uns in diesem Werke das Leben unserer Seeleute in den packendsten und ergreifendsten Bildern, und weiß zugleich durch spannendste Handlung, reich an Abenteuer auf hoher See wie in den Felseneinöden Kaliforniens, die Phantasie auf's Lebhafteste anzuregen und zu fesseln. Unseren Lesern sei dieser prächtige Roman, der auch in allen besseren Leihbibliotheken zu finden ist, angelegentlich empfohlen; derselbe legt ein glänzendes Zeugniß für die Schaffenskraft seines noch immer rastlos thätigen berühmten Verfassers ab.

Wien einst und jetzt.

(Mit 2 Abbildungen.)

An der Stelle des heutigen Wien stand im Alterthum zuerst eine keltische Ortschaft und später die Römerstadt *Vindobona*, dann herrschte mehrere Jahrhunderte lang Dunkel über der Geschichte der Stadt und der ganzen Landschaft, in welcher sie liegt, bis Karl der Große die Avarn aus dem heutigen Niederösterreich vertrieb und die Ostmark gründete. Kaiser Otto II. verlieh letztere den Babenbergern, von denen Heinrich II. Jasomirgott um 1142 „Wiene“ zur Residenz wählte. Herzog Rudolph der Stifter gründete 1365 die Universität; 1469 wurde die Stadt Bischofsitz. Als Residenz der römisch-deutschen Kaiser war Wien inzwischen vergrößert und verschönert worden, und unsere obere Illustration zeigt, wie es im

15. Jahrhundert ausah. Es ist das echte Bild einer mittelalterlichen Stadt mit hochgiebeligen, in engen, winkligen Gassen zusammengedrängten Häusern, deren Gebiet nach außen hin eine Ringmauer abschließt; hoch über die ganze Stadt aber ragt bereits das älteste Wahrzeichen derselben, der schlankste, 136 Meter hohe Thurm des St. Stephansdomes empor. — In den folgenden Jahrhunderten bewährte sich Wien gegen die Angriffe der Türken als eine „Vormauer der Christenheit“, wurde dann unter Karl VI., Maria Theresia und Joseph II. durch zahlreiche öffentliche und Privatbauten verschönert, blieb aber bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hinein in den Fesseln der alten Befestigungswerke, welche die innere Stadt von den jenseit der *Glacis* gelegenen Vorstädten trennten. Erst die seit 1860 mit aller Energie betriebene Stadterweiterung hat Wien völlig umgestaltet und jene prächtige Kaiserstadt entstehen lassen, auf deren Häusermeer mit den zahlreichen Kirchen und Palästen uns das untere Bild von der Höhe des *Belvederegartens* niederschauen läßt.

Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

(Mit Bild auf Seite 141.)

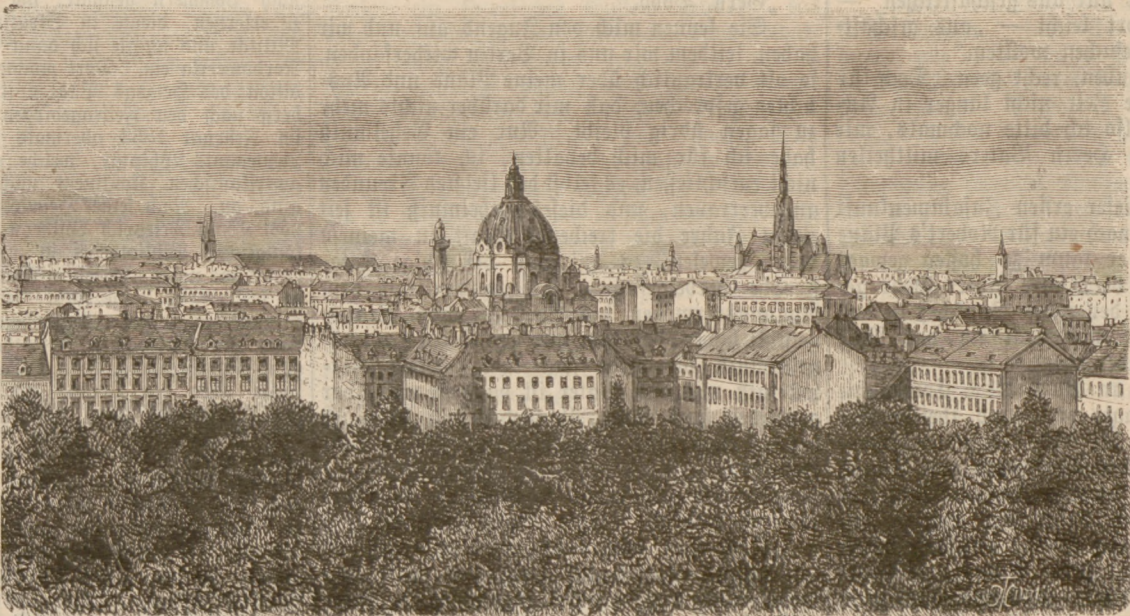
Am 28. September 1883 hat bekanntlich die Einweihung des prächtigen, von Professor Johannes Schilling in Dresden ausgeführten Nationaldenkmals auf dem Niederwald, von dem wir auf Seite 141

eine Ansicht bringen, durch den deutschen Kaiser in Gegenwart zahlreicher Fürstlichkeiten, Deputationen und unter begeisteter Theilnahme des ganzen Volkes stattgefunden. Der Unterbau des gewaltigen Monumentes erhebt sich 25 Meter über dem Boden; auf demselben steht die 11,80 Meter hohe Figur der Germania. In der Mitte des unteren Sockels befindet sich eine allegorische Gruppe: Vater Rhein, das Horn, mit dem er die Wacht am Rhein aufgerufen, der Mosel als der neuen Landesgrenze überreichend. An den oberen Enden des Sockels über dieser Gruppe stehen die Statuen des Krieges

hebung des deutschen Volkes und an die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches 1870—1871.“ Ueber dem Sockel endlich erhebt sich, mit der Linken auf das Schwert gestützt, mit der Rechten hoch die Kaiserkrone emporhaltend, die Germania selbst — eine Kolossalstatue, für welche 700 Centner Erz verwendet worden sind. Das Schwert allein ist 8 Meter lang und wiegt 6 Centner. Die Gesamtkosten dieses großartigen Denkmals betragen einschließlich des architektonischen Aufbaues und der Verwaltungskosten an 1,200,000 Mark.



Wien im fünfzehnten Jahrhundert.



Wien in der Gegenwart.

und des Friedens, zwischen denen ein großes Relief angebracht ist, den Kaiser darstellend, um den sich die deutschen Krieger schaaren. Unter dem Relief befinden sich die Worte: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein.“ An der rechten und linken Seite des Sockels gewahrt der Beschauer zwei Reliefs, den Abschied und die Heimkehr der Krieger, in ergreifenden und meisterhaft komponirten Scenen darstellend. Auf dem oberen schmalen Sockel, dessen unterer Theil mit dem eisernen Kreuz und heraldischen Abzeichen geschmückt ist, steht auf der Vorderfläche die Inschrift: „Zum Andenken an die einmüthige siegreiche Er-

älteren Vertrauten, da die jüngeren Hofdamen fast durchweg persönlich am Kampfspiele Theil nahmen.

Ein dreifacher Zinkenruf gab das Zeichen zum Beginn des Turniers. Weit auf sprangen die Pforten der Arena, in gemessenem Schritte ritten die Kämpfer paarweise tief grüßend an der Zarin vorüber und rangirten sich zu den Quadrillen.

Zwei hochgewachsene Männer, der Eine in der Tracht der Kirgisen, der Andere als römischer Gladiator gekleidet, zogen besonders die

Die Rache der Rivalin.

Eine russische Hofgeschichte

von

Fedor Maria.

(Nachdruck verboten.)

1.

Für den 16. Dezember 1765, einen bitter kalten Tag, war von der Beherrscherin aller Reußen, der Zarin Katharina II., ein glänzendes Turnier befohlen worden, und Feldmarschall Münnich hatte mit einem gewaltigen Aufwand von Arbeitskräften ein großes Amphitheater aufzuführen lassen. Auf freiem Felde erhob sich der ganz aus buntemaltem Holze hergestellte Riesenbau. Fahnen und Wimpel winkten von der Höhe herab und der scharfe Nordost hob die Teppiche vor den Eingängen empor und spielte damit.

Es war eine erlauchte Gesellschaft, die das Innere des Theatersraums füllte. Auf ihrem Balkone thronte Katharina, die Zarin, stolz und siegesbewußt wie immer, neben ihr in seiner Loge der schweigsame Großfürst, der nachmalige Zar Paul I. Hinter Katharina saßen nur einige ihrer



Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald. (S. 140)

Blicke aller Zuschauer auf sich. Graf Gregor Orloff und sein Bruder, der Graf Alexis, gehörten zu den schönsten Männern des Hofes und gleichzeitig zu den bevorzugtesten Günstlingen der Zarin. Ihnen ebenbürtig, und von manchem schönen Auge gesucht, erschien ein Reiter, dessen elegante Gestalt eng von der romantischen Tracht der Troubadours umschlossen war; über das Seidenwamms mit den durch bunte Atlasbänder gerasteten hundert Aermelpuffen legte sich das breite Band, an dem die Mandoline hing. Auf diesem Bande war in Silberfäden ein vielverschlungener Namenszug eingestickt worden, aus dem nur deutlich die beiden ersten Buchstaben A. und L. erkennbar waren. Von der rechten Schulter des Troubadours herab wehte eine große Schleife, deren Farben — Silbergrau und Purpur — die gleichen waren, wie an dem Kostüm der Dame, welche am linken Flügel des ersten Treffens ritt. Zu dieser Dame — der jungen Gräfin Abadja Tschernischeff — schweifte auch oft genug des Troubadours Auge hinüber, und wie Sonnenschein flog es dann stets über sein hübsches, braunumloctes Gesicht, wenn ein helleres Roth die Wangen der schönen Abadja färbte.

Einmal wurde der heiße Blick des Minneritters, unter dessen Maske sich der junge Fedor Tschogloloff, der Sohn des greisen Kommandanten der Peter-Pauls-festung, verbarg, aufgefangen, ehe er sein Ziel erreichte. In demselben Gliede, in welchem die Comtesse Tschernischeff ihren Falben lenkte, ritt ein großes, schönes und stolzes Weib mit kühngeschnittenem Antlitz und leuchtenden Augen — das Fräulein Jadwiga v. Czaronaska, eine Polin von Geburt, Hofdame der Zarin. Sie war es, die heimlich, aber unausgesezt den Troubadour beobachtete, und als dieser wieder einmal in liebendem Einverständnis zu Abadja hinüberschaute, erst und voll ihren Blick auf Tschogloloff ruhen ließ.

Der zweite Theil des Programms begann — ein Kampf gegen den markirten Feind, in ähnlicher Weise ausgeführt, wie dies noch heutzutage bei dergleichen Reiterfestlichkeiten der Fall zu sein pflegt. Leibeigene in buntem Phantasiestüm schlepten kolossale Puppen, Türken und Mohren darstellend, in die Arena. Ihnen galt jetzt das sich entwickelnde Gefechtschauspiel, an dem nur Herren Theil nahmen; die Damen bildeten auf ihren Rossen Spalier, durch das in gestrecktem Lauf die wilde Jagd ging.

„Wer ist der Troubadour in Silbergrau und Purpur, den Farben der Gräfin Tschernischeff?“ fragte die Kaiserin, und die Fürstin Baryatine neigte dienstfertig den Kopf, um flüsternden Tones zu entgegnen: „Der junge Tschogloloff, der einzige Sohn von hochberühmter kaiserlicher Majestät Kommandanten der Peter-Pauls-feste, ein sehr braver und wackerer Jüngling, kaiserliche Majestät!“

Das genügte der Zarin. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte sie den eleganten Changelments des Reiteroffiziers, der bereits bedeutende Vortheile über seine Konkurrenten errungen hatte. Unter semen mit Geschicklichkeit und Kraft geführten Tiefhieben fauste ein Mohrenkopf nach dem anderen zur Erde. Nur kurze Zeit währte es noch, und auch der letzte Mohr und der letzte Türke sanken kopflos hintenüber.

„Tschogloloff! Tschogloloff!“ tönte der Ruf — Graf Münnich erhob seinen golddurchbrochenen Preisrichterstab und die Trompeter bliesen einen schmetternden Siegesakkord. Dann wurde der glückliche Troubadour vor die Kaiserin geführt, die ihn mit huldvollen Worten anredete und ihm die Erlaubniß erteilte, aus Münnich's Händen den Ehrenpreis zu empfangen, der aus einer schweren goldenen Kette mit dem Medaillonrelief Katharina's bestand. Tschogloloff durfte nunmehr nicht weiter an dem Kampfspiel theil-

nehmen, denn dem zuerst Gefrönten lag die Pflicht ob, die ferneren Preise eigenhändig zu vertheilen. Diese Vergünstigung war es, die eine kleine, unwichtig erscheinende, jedoch folgen-schwere Scene herbeiführen sollte.

Bei dem letzten Damenturnier hatte Tschogloloff das gejagte Wild darzustellen, d. h. es galt die auf seiner rechten Schulter befestigte Schleife herabzureißen. Dieses Spiel, das schon bei den mittelalterlichen Turnieren mit Vorliebe geübt wurde und das heute noch mit unwesentlichen Modifikationen unter der Benennung „Schnitzeljagd“ bei allen Sportsmen beliebt ist, war vorzugsweise dazu angethan, die Grazie und Gewandtheit der Damen in das hellste Licht zu setzen. Hinter dem bald in gestrecktem Lauf, bald in tänzelndem Trabe die Bahn nehmenden Tschogloloff wirbelte der Schwarm der schönen Amazonen. Tschogloloff war ein vorzüglicher Reiter; in behenden Changelments und ledern Volten wußte er immer wieder von Neuem seinen Verfolgerinnen zu entgehen. Plötzlich sah er, daß zwei der Amazonen ihm dicht auf den Fersen waren. Die eine — das Fräulein v. Czaronaska — war um kaum eine Kopfs-länge der zweiten — der Comtesse Tschernischeff — voraus. Den schönen Oberkörper nach rechts gebeugt, die Zügel straff in den nervigen Händen, stand die blonde Polin soeben im Begriff, die Schleife von der Schulter Tschogloloff's zu reißen, als dieser sich bückte und sein Pferd kurz ablenkend vom Stehen zwang. Durch dieses Manöver brachte er es dahin, daß der Kappe des Fräuleins v. Czaronaska an ihm vorüberschoß und der Falbe mit der Comtesse Abadja dicht an seine Seite kam. Die junge Gräfin brauchte nur die Hand auszustrecken, ohne eine Gegenbewegung ließ Tschogloloff sich von ihr die Schleife rauben. Das Alles hatte nur einen Moment gewährt, so daß man auf den Bal-tonen den Eindruck erhielt, als sei der Sieg nicht durch die Willigkeit Tschogloloff's, sondern ganz allein durch die Gewandtheit der Comtesse errungen worden.

„Superbe, comtesse!“ rief die Zarin, nachdem die Fanfaren verklungen, und klatschte in die Hände, „superbe!“ rief in der Loge daneben der gelangweilte Großfürst und klatschte gleichfalls, und „superbe!“ erscholl es von Mund zu Mund durch die Reihen der Höf-linge. Graf Münnich überreichte Tschogloloff von der Estrade herab den Preis für die Gräfin — ein Diadem mit dem Namenszuge der Zarin — und dieser setzte den funkelnden Schmuck der Erröthenden feierlich auf das Haupt.

Tschogloloff sah nicht, daß das Antlitz Jadwiga's v. Czaronaska während dieser Ceremonie todtbleich wurde, und daß aus ihren großen blauen Augen ein Strahl unverföhnlichen Hasses auf die glückliche Rivalin fiel.

2.

Ungefähr drei Jahre später stand in einem kleinen Salon von Zarstos-Zelo, der Villegiatur der Zarin, vor dieser in ehrfurchtsvoller Haltung Jadwiga Czaronaska. Sie war in Reiseskleiden, der zurückgeschlagene Mantel zeigte ein einfaches dunkelgraues Gewand.

„Rimm Platz, mein Kind,“ sagte die Kaiserin und lud die vor ihr Stehende mit leichter Handbewegung zum Sitzen ein. „Du scheinst mir aufgeregter und erschaufter; ich begreife das, die Angelegenheit ist aber zu wichtig, um in flüchtiger Unterhaltung behandelt zu werden. Erzähle mir ausführlich, was Dir von der neuen Verschwörung bekannt ist.“

„Ich kann nur das wiedergeben, Majestät, was ich aus den Andeutungen meines Vaters zu kombiniren im Stande bin,“ entgegnete die Gefragte. „Zweifelsohne aber handelt es sich nicht nur um den Thron, sondern auch um das Leben Eurer Majestät. Die Seele der Kon-

spiration ist der Fürst Karl Radziwill, das Haupt der Polenpartei. Er glaubt in der jungen Prinzessin Tarrakanoff —“

Die Zarin fuhr erregt empor. „Immer wieder dieses Mädchen!“ rief sie und auf ihrer weißen Stirne zeigte sich eine lichtrothe Falte des Zorns; „glaubt dieses Kind in der That, mir, der Beherrscherin halb Europa's, entgegen-treten zu können? Weiter, Jadwiga, die Sache wird lustig!“

Die Polin fuhr fort: „Radziwill's Ziel ist die Thronerhebung der Tarrakanoff, daß bin ich gewiß. Er hat die Magnaten auf seiner Seite und jene Mißvergünstigten, die sich nach dem Tode des Zaren Peter in den Hintergrund geschoben meinen. An der Spitze dieser Letzteren steht Fedor Tschogloloff, der Lieutenant vom Regimente Woronzoff . . .“

„Tschogloloff auch — er also auch!“ murmelte die Zarin ergrimmt, ihre zarten Hände ballten sich und ein Zittern flog durch ihren Körper. „Sag' mir, Jadwiga, bin ich nicht immer gnädig gegen diesen Undankbaren gewesen? Sag' mir, womit ich verdient habe, daß auch er zu Jenen zählt, die mir gleich Straßbanditen nach Thron und Leben trachten?“

Die Polin neigte den Kopf mit den üppigen blonden Locken und schlug die schönen Augen nieder. „Kaiserliche Majestät mögen nicht vergessen, daß bei den meisten dieser Verschwörer der Ehrgeiz die Haupttriebfeder ist. Auch bei Tschogloloff. Durch die Czaronaska's will er blutsverwandt sein mit Ihren Vorfahren auf dem Throne, Majestät, mit der Kaiserin Elisabeth und mit Peter III. Tschogloloff fühlt sich zurückgesetzt, er will mehr sein als ein schlichter Lieutenant, er trägt den Kopf hoch —“

„Und denkt nicht daran, daß dieser Kopf locker sitzt, wie all' die Häupter jener Mörder-gesellschaft!“ fiel Katharina erregt ein. „Du bleibst vorläufig in Zarstos-Zelo, Jadwiga, bis ich Orloff von der drohenden Gefahr unterrichtet habe. Wir sprechen noch miteinander, auch über die Vergünstigungen, die Du Dir erbeten.“

„Sie sind gering, Majestät,“ sagte die Polin. „Die Freiheit meines Vaters und — die Verbannung der Gattin Tschogloloff's in ein Kloster.“

Ein Zug lächelnder Neugier spielte um den Mund der Kaiserin. „Die Gemahlin Tschogloloff's ist die Tochter meines verstorbenen Generals, des alten Tschernischeff, der eine feste Stütze meines Staates gewesen. Welcher Grund läge vor, die schuldlose Frau mit ihrem schuldigen Gatten zu strafen?“

„Die Fehlerschaft an dem Verbrechen der Konspiration, Majestät. Hier, dieser Brief Abadja's an Tschogloloff — der Zufall spielte ihn mir in die Hände — liefert dafür den schlagendsten Beweis.“

Katharina nahm das Billet und durchslog es. „Du hast Recht, Kind, man traut der Menschheit noch zu viel des Guten zu! Auch die Gattin des Verschwörers soll ihrer Strafe nicht entgehen. Doch weshalb soll ich die Verbrecherin in ein Kloster stecken?“

„Majestät,“ entgegnete Jadwiga, „ich hasse dies Geschöpf, das mir das Herz dessen gestohlen, den ich einzig geliebt habe in meinem Leben. Das Sankt Brigittenkloster steht unter dem Patronate meines Vaters, ich habe daher Anwartschaft auf die vakant gewordene Stelle der Priorin. Das Leben der Welt widert mich an, seit mein Herz einer Felsensüde gleich geworden — ich will den Schleier nehmen, der Gesellschaft für immer Lebewohl sagen. Wenn Abadja, das Lustliebende, verwöhnte Weltkind, gezwungen sein wird, in einsamer Abgeschlossenheit von allen Freuden ganz von meiner Gnade abhängig zu sein, erst dann werde ich Befriedigung finden.“

Katharina nickte.

„Eh bien, Jadwiga,“ sagte sie, „ich bewillige Deine Witten. Bis auf Weiteres, mein Kind!“

Fedor Tschogloloff hatte vor etwa zwei Jahren das Mädchen seiner Liebe, die junge Comtesse Tschernischew, vor den Altar geführt. Die Beiden lebten in ihrem kleinen Palais in St. Petersburg unendlich glücklich miteinander; aber wie überall, so sollte auch hier in dem Becher des Glücks der Tropfen Bitterkeit nicht fehlen. Tschogloloff erhielt eines Tages ein Schreiben des Fürsten Radziwill, in dem dieser ihn aufforderte, zur Besprechung einer äußerst wichtigen Angelegenheit sich einige Wochen Urlaub zu nehmen. Radziwill war ein erklärter Gegner der Zarin, die sein Heimathland auf das Schmachlichste gedemüthigt hatte. Seit lange trug er sich mit dem Plane, die Macht Katharina's zu brechen und Polen wieder selbstständig zu machen, aber jetzt erst hatte er das Werkzeug gefunden, das ihm zur Erreichung dieses Zweckes dienlich sein sollte. Die verstorbene Kaiserin Elisabeth hatte aus ihrer geheimen Ehe mit dem Oberhofjägermeister Grafen Alexis Gregorjewitsch Kasumoffsky drei Kinder gehabt, deren jüngstes, ein Mädchen, noch am Leben war und unter dem Namen einer Prinzessin Tarrakanoff erzogen wurde. In ihr glaubte Radziwill der Zarin eine Kronprätendentin gegenüberstellen zu können, die den Russen schon deshalb theuer sein mußte, da sie eine Enkelin des vergötterten großen Peter war. Die junge Prinzessin wurde von ihm heimlich aus Rußland entführt, anfangs nach Polen und dann nach Rom gebracht.

Der Grund, weshalb Radziwill Tschogloloff für die Angelegenheit der Prinzessin zu interessiren suchte, war folgender. Katharina I., die sich von einer liebländischen Sclavin zur Kaiserin aufgeschwungen, hatte einen Bruder besessen, der von Peter dem Großen als Graf Skawronski geadelt worden war. Mit diesem Skawronski war Tschogloloff's Familie durch Heirath verwandt, demgemäß also auch mit der Zarin Elisabeth und dem unglücklichen Peter III., der durch die von Katharina II. angezettelte Revolution entthront und im Gefängniß durch Orloff seinen Tod gefunden hatte. Die Erinnerung daran in Tschogloloff wachzurufen und ihn aufzufordern, jene Unbill an Katharina durch Unterstützung der polnischen Konföderation zu rächen, war der Zweck der Unterredung Radziwill's mit dem jungen Offizier, der sich von dem gewandten Parteigänger nur allzu willig leiten ließ.

3.

In der Eremitage wurde ein Hofball gefeiert, zu dem Alles in Masken erscheinen mußte. Eine glänzende Gesellschaft bewegte sich plaudernd und scherzend durch die schimmernden Bäume, nur in dem abseits gelegenen herrlichen Wintergarten ging es stiller zu. Eine junge Griechin in antikem Gewand, die Sammetlarve vor dem Antlitz, eilte soeben beflügelten Schritts den Mittelweg hinauf. Plötzlich stutzte sie — sie hatte gefunden, was sie suchte. Unter einer Gruppe von Citronenbäumen standen plaudernd einige junge Männer in phantastischer Tracht — auch ein Kirgise in goldstrobendem Raftan und hoher Sammfellmütze war dabei. Auf seine Schulter legte sich der Griechin kleine Hand.

„Nun, was soll's, schöne Maske?“ fragte lachend der Steppenjohn. „Bringst Du mir Grüße vom Taggetus?“

„Grüße nicht, eine Mahnung nur,“ flüsterte die Griechin und zog den Kirgisen an der Hand mit sich fort. „Lies diesen Brief, eine Freundin sendet ihn Dir und beschwört Dich, ihrem Rathe zu folgen!“

Tschogloloff — er war's, der sich unter der Kirgisenmaske verbarg — fühlte ein Billet in seiner Rechten, und schon im nämlichen Moment eilte die zierliche Mahnerin weiter.

Tschogloloff trat hinter die schützende Hecke eines Laguzgebüsches und erbrach das Billet.

„Flieh, Fedor Fedorowitsch,“ so stand in demselben, „flieh, wenn Dir Dein Leben und das Deiner Gattin lieb ist! Flieh' auf der Stelle, mit jedem Augenblick der Verzögerung naht drohender die Gefahr! Ich habe Abdaja benachrichtigt, sie hat heimlich den Ball verlassen und sich nach St. Petersburg zurückbegeben; Du findest sie in Deinem Palais. Ueberlege nichts, flieh! Nimm Deinen Weg über Moskau, ich werde Sorge tragen, daß Deine Verfolger falschen Spuren nachgehen. Noch einmal, Fedor Fedorowitsch — flieh!

Eine Freundin.“

Tschogloloff war erbleicht... wer war die geheimnißvolle Warnerin, und hatte sie Recht? Er dachte nicht lange darüber nach, eine furchtbare Unruhe hatte sich seiner bemächtigt; war nicht auch das Leben seiner Abdaja bedroht? —

Im Sturmschritt eilte er durch die Gemächer. Abdaja hatte das Kostüm einer reichen Türkin getragen, aber nirgends war die Türkin zu sehen, sie mußte dem Rathe der Mahnerin bereits Folge geleistet haben.

Abdaja war in der That auf dem Wege nach Petersburg, doch nicht so, wie Tschogloloff hoffte. Dieselbe Warnung, die ihr Satte erhalten, war auch ihr durch die Griechin zugekommen, und auch sie hatte schreckerfüllt keinen Augenblick geögert, dieselbe zu beachten. An der Hand der Griechin war sie durch die Vorgemächer geschritten; der Schlitten sollte sie an einem der Ausgänge erwarten.

Ein kalter Zug streifte ihre febernde Stirne; vor ihr öffnete sich eine Pforte, sie sah in die winterliche Landschaft hinaus. Eine Troika (Dreigespann) stand vor der Thüre, ein paar Kosaken daneben. Abdaja schaute nach der Griechin sich um, da fühlte sie plötzlich, daß zwei kräftige Arme sie umschlangen und eine Hand ihr ein schwarzes seidenes Tuch vor den Mund band. In demselben Augenblick war auch schon ein Riemen um ihre Gestalt gelegt, der ihr eine freie Bewegung der Arme unmöglich machte.

„Vor drei Jahren, Abdaja, beim Turnier der Kaiserin, stahlst Du mir Tschogloloff's Herz, jetzt räche ich mich. Lebe wohl, im Brigittenkloster von Kerczel sehen wir uns wieder!“

Die Griechin nahm für einen Augenblick die Sammetmaske ab und zeigte das Antlitz Jadwiga Gajaronsta's. Dann wurde ein Pelz über Abdaja geworfen und die Kosaken hoben sie in den Schlitten. —

Jadwiga kehrte in die Ballgemächer zurück. Ihr Herz klopfte höher, ihre Feindin war in ihrer Gewalt. Lange hatte sie geschwankt, ob sie auch Tschogloloff dem Verderben überliefern sollte. Es war ein heißes Ringen, das sie in ihrem Herzen durchkämpfte; aber die Liebe trug doch schließlich den Sieg davon — nur an ihr, die sich nach ihrer Meinung heimtückisch in das Herz Tschogloloff's eingeschlichen, wollte sie Rache nehmen! — Dadurch, daß sie den Lieutenant noch in letzter Stunde von der ihm drohenden Gefahr unterrichtete, war er gerettet.

In einem prachtvollen Feuerwerk hatte das Maskenfest seinen Höhepunkt gefunden, und nun versammelte sich auf den Befehl der Zarin wieder Alles im großen Saale. Katharina hob die Rechte: zu beiden Seiten öffneten sich die Flügelthüren, Waffen klangen und dröhnende Schritte — in endlos langen dreifachen Reihen rückten ganze Kolonnen von Landsknechten in den Saal und nahmen an den Wänden Aufstellung.

Ein leises Flüstern ging durch die Menge: war das ein neues Maskenspiel?

Jetzt trat eine hohe, imponirende Männergestalt an die Seite der Kaiserin und still ward es in der Runde.

„Ihro allergnädigste Majestät, unsere große Zarin,“ so sagte er laut und hell, „wünscht zu sehen, welche Gäste hochdieselbe am heutigen Abend bei sich bewirthe. Ich bitte Sie deshalb, gleich mir die Maske vom Antlitz zu entfernen.“

Der Sprechende löste zuerst die Maske, die sein Gesicht bedeckt hielt — Graf Alexis Orloff war's. Nun fiel weiter Maske um Maske — aber nicht Aller Züge strahlten im Frohsinn des Abends, die fallende Hülle zeigte gar manche vor plöblichem Schreck erbleichende Miene. Enger schloß sich der Kreis der Landsknechte um der Gäste Schwarm, und ganz unmerklich senkten sich die scharfgeschliffenen Spizen der Helmbarden. Katharina schritt langsam durch die Reihen der Geladenen, gefolgt von den beiden Orloff's und anderen ihrer Generale. Plöblich blieb die hohe Frau vor einem schlanken jungen Manne stehen, dem Grafen Podowski, einem Polen. Sie hob stumm den Zeigefinger und deutete auf ihn. Im Augenblick war ein halbes Duzend der Landsknechte auf den Erbebenden zugesprungen, hatten seine Hände gefesselt und ihn in die Mitte genommen.

Und weiter schritt die Kaiserin, und wieder berührte ihre Hand einen aus dem Reigen der Gäste — und wieder — und wieder. Und immer von Neuem sprangen die Schergen hinzu und führten ihre Opfer hinweg. Dreizehn waren es, als die Zarin ihren Kundgang beendet hatte. Wo war der Vierzehnte — Tschogloloff?... Ein rascher Blick streifte Jadwiga Gajaronsta — dann lächelte die Kaiserin wieder.

„Lassen wir uns nicht weiter stören, mesdames et messieurs,“ sagte sie laut; „jene Dreizehn trachteten mir nach dem Leben — wer kann es mir verdenken, daß ich sie nicht gern unter meinen Gästen seh?“

Sie winkte mit der Hand, und von Neuem rauschten die Klänge der Musik durch den Saal.

Tschogloloff hatte inzwischen glücklich das Freie erreicht und sich vor der Eremitage in einen Schlitten geworfen. Ein gutes Trinkgeld spornte den Kutscher an, wie ein Pfeil sauste die Troika durch die Nacht. Ein scharfer Wind segte über die Ebene, dicke Schneeflocken fielen vom Himmel herab. „Paschol! Vorwärts, vorwärts!“ rief der Kutscher und peitschte auf seine Pferdchen. Plöblich trachtete der Schlitten und hochauf bäumten sich die Gäule. Ein doppelter Fluch erkönte, der Kutscher war in einen Graben gefahren, die Deichsel des Fuhrwerks zersplittert, das eine Pferd hatte das Bein gebrochen. Mühsam richtete Tschogloloff sich aus dem Schnee auf, während der Kutscher jammernd bemüht war, dem verunglückten Thiere wieder emporzuhelfen.

Tschogloloff ließ verzweiflungsvoll den Blick umherschweifen und stand schon im Begriff, sich auf den einen unterlegten Gaul zu schwingen, um nach Petersburg zu reiten, als er Schellengeläut hörte und einen Schlitten, denselben, den er vor Kurzem überholt, rasch sich nahen sah. Ein Gedanke schoß in Tschogloloff auf; er rief dem Kutscher einige Worte zu, dann stürzten die Beiden den herangalopirenden Pferden in die Zügel.

Eine Kugel, die dicht am Haupte Tschogloloff's vorüberpiff, war die erste Begrüßung Seitens der Insassen der Troika.

„Teufel!“ rief Tschogloloff, noch in den Zügeln hängend und von den schäumenden Kössen hin und her geschleudert, „haltet Ihr uns für Banditen, daß Ihr uns todtschießen wollt? Wir sind verunglückt und müssen nach St. Petersburg — nehmt uns mit!“

„Gehst nicht, Väterchen,“ tönte die Antwort zurück und ein Peitschenschlag traf den Offizier. „Plag da, oder wir fahren Dich über!“

„Hundesohn! Sklave!“ schrie Tschoglotoff, außer sich vor Grimm, „Du wagst es, Dich an einem Offizier der Kaiserin zu vergreifen; willst Du zu Tode gepeitscht werden?“ Und indem er ein Pistol aus dem breiten Gürtel seines Maskentostüms riß, schwang er sich in die Troika. „Hinauf!“ rief er seinem noch unerschläffig harrenden Kutscher zu; „laß Deine elende Ribitta im Stich; ich bezahle sie Dir!... Nun vorwärts, Hund — ich verzeihe Dir und schenke Dir tausend Rubel dazu, wenn wir in einer halben Stunde in St. Petersburg sind!“

Die freigewordenen Pferde jagten bereits wieder dahin, aber ihr Lenker hob stehend seine beiden Arme empor.

„Erbarmen, Herr!“ jammerte er, „ich darf nicht —“

Das Wort erstarb ihm auf der Zunge —

Tschoglotoff stieß einen Schreckenslaut aus. Ein halb erstirter Ton war aus den Pelzen, die den Hinterfonds des Wagens füllten, an sein Ohr gedrungen. Ein Verbrechen! — das war der erste Gedanke, der ihn durchzuckte. Mit bebender Hand riß er das Pelzwerk auseinander — ein getriebenes und gefesseltes Weib schaute ihn halb in Todesangst, halb in Glückseligkeit an.

„Abadja — meine Abadja!“

Die dreizehn Verschwörer, welche die Zarin auf dem Maskenfest gefangen nehmen ließ, entgingen zwar durch den scheinbaren Edelmuth Katharina's dem Schaffot, aber nur um einem bittereren Tode entgegenzusehen: dem in den Wüsteneien Sibiriens. Die anderen mißvergünstigten polnischen Konföderirten, die an der Verschwörung theilhaftig waren, wurden des Landes verwiesen und ihre Besitzungen konfiszirt.

Auf eine nicht minder grausame Weise er-

füllte sich das Gesicht an Jadwiga v. Czaronka. Zerfallen mit sich und der Welt, war sie in ihr polnisches Vaterland zurückgekehrt und hatte im Kloster von Kerczel ein neues Feld ihrer Herrschsucht gesucht. Als aber Polen wiederum an den Ketten der Knechtschaft zu rütteln begann und die Kosatenschwärme Woltonski's und Caldern's das Land überschwemmten, wurde dieses Kloster, in dem sich eine Anzahl polnischer Aufständischer verschanzt hatte und sich wüthend vertheidigte, erklümt — und zu den Ersten, die unter den Händen der rohen Soldateska einen schmachvollen Tod fanden, gehörte Jadwiga.

Das war zu derselben Zeit, als an den Ufern des Arno, im schönen Florenz, sich für immer ein junges Paar ansiedelte, um in dem Glück der Liebe die Schrecknisse der Vergangenheit zu vergessen: Abadja und Fedor Tschoglotoff.

Humoristisches.



Befätigung.

Baron: Johann, mir ist heute sehr dumm!
Johann: Euer Gnaden sehen auch ganz darnach aus!



Kindlich.

Das kleine Töchterchen fragt die Mutter, welche soeben ihr jüngstes Kind in den Schlaf wiegt: Mama, kann man dem Storch auch das Brüderchen zurückgeben, wenn es Einem nicht gefällt?

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Riesenschlange und Affen. — Ein in Ostindien stationirter englischer Offizier sah eines Tages, als er eine festige Anhöhe hinaufstieg, wie eine Riesenschlange einen Affen erhaschte und in der bekanntesten Weise zerdrückte und verschlang, während die zahlreichen Kameraden des Affen in wildester Aufregung, schreiend, winselnd und gestikulirend hin und her rannten, ohne ihrem armen Genossen helfen zu können. Der Offizier holte einige seiner Leute, um der Schlange, wenn sie in jenem Zustande träger Bewegungslosigkeit, der sich bei diesen Thieren nach den Mahlzeiten einzustellen pflegt, hilflos daläge, den Garaus zu machen. Als er zurückkehrte, lag die Schlange verdauend als unbehilfliche Masse am Fuße einer vorpringenden Felsenkuppe, und auf dem Gipfel der letzteren waren die Affen versammelt, von denen 3 bis 4 der stärksten einen durch den Regen bereits gelockerten schweren Felsbrocken von dem übrigen Gestein abzulösen bemüht waren. Unter großer Anstrengung und einem bei den Affen ganz ungewöhnlichen Schweigen gelang es ihnen wirklich, ihre Absicht auszuführen; dann wälzten sie den Brock an den Rand der Kuppe und stürzten ihn mit gellendem Triumphgeschrei hinab. Die Schlange lag mit zerhacktem Kopfe da und die letzten kramphastigen Schläge ihres Schwanzes wurden von den schlauen Affen mit höhnischem Kreischen und Geschnatter begleitet.

Mn.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 17:
Fröhlich in Ehren, kann Niemand wehren.

Charade.

Als jüngst aus ihren ersten Zwei
Die Dritte auf mich fiel,
Da überkam im Ganzen mich
Ein seliges Gefühl. F. Müller-Saalsfeld.
Auflösung folgt in Nr. 19.

Silben-Räthsel.

Aus folgenden Silben sollen 9 Worte gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen ein Sprichwort ergeben:
ber, brun, bur, de, den, e, e, ed, eg, fäl, fu, ge, ger, hu, lun, neu, nes, new, rah, sa, schung, sel, sucht, te, ur, vorf.
1) Eine Hautkrankheit. 2) Eine Stadt in Ober-Egypten. 3) Ein Verbrechen. 4) Ein Babcort in Böhmen. 5) Eine deutsche Stadt. 6) Ein Räthelhier. 7) Eine biblische Persönlichkeit. 8) Ein Adergefäße. 9) Eine Stadt in Nordamerika. [Theod. Kuhl.]
Auflösung folgt in Nr. 19.

Auflösung des Buchstaben-Räthfels in Nr. 17:
Strumpf, Trumpf, Rumpf.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.
Lebigirt, gedruckt und herausgegeben von
Germann Schöntein in Stuttgart.